



CLAUDIA PIÑEIRO, geboren 1960 in Buenos Aires, ist eine der erfolgreichsten Autorinnen Argentiniens. Nach dem Wirtschaftsstudium wandte sie sich dem Schreiben zu, arbeitete als Journalistin, schrieb Theaterstücke, Kinder- und Jugendbücher und führte Regie fürs Fernsehen. Für *Die Donnerstagswitwen* erhielt sie 2005 den Premio Clarín, 2010 wurde sie mit dem LiBeraturpreis ausgezeichnet. Für *Kathedralen* erhielt sie 2021 den Premio Hammett, mit *Elena weiß Bescheid* stand sie 2022 auf der Shortlist des International Booker Prize.

PETER KULTZEN, geboren 1962, studierte Romanistik und Germanistik in München, Salamanca, Madrid und Berlin. Er lebt als freier Lektor und Übersetzer spanisch- und portugiesischsprachiger Literatur in Berlin.

CLAUDIA PIÑEIRO

KATHEDRALEN

Roman

Aus dem Spanischen

von Peter Kultzen

BÜCHERGILDE

GUTENBERG

Die Originalausgabe erschien 2020
bei Alfaguara Argentina, Buenos Aires.
© Claudia Piñeiro 2020
c/o Schavelzon Graham Agencia Literaria
www.schavelzongraham.com
Originaltitel: Catedrales

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Unionsverlags, Zürich

© by Unionsverlag 2023, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Nina Hübner

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Einbandgestaltung:

Thomas Pradel, Bad Homburg

Einbandmaterial und Vorsatzpapier:

Surbalin von Peyer Graphic GmbH, Leonberg

Druck und Bindung:

GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2023

ISBN 978-3-7632-7485-7

Für alle,
die sich ihre eigene Kathedrale errichten,
ohne Gott.

Die Religion des einen Zeitalters ist
die literarische Unterhaltung des nächsten.

RALPH WALDO EMERSON

Lía

Ich will es denken und glauben, aber ich habe Angst, ich könnte irgendwann aufhören, es zu glauben. Ich frage mich, ob die Tatsache, so sehr daran glauben zu wollen, nicht schon der Beweis ist, dass man nicht mehr daran glaubt.

EMMANUEL CARRÈRE, *Das Reich Gottes*

Seit dreißig Jahren glaube ich nicht mehr an Gott. Genauer gesagt: Vor dreißig Jahren habe ich mich zum ersten Mal getraut, das zuzugeben. Vielleicht glaubte ich damals schon seit Längerem nicht mehr. Man gibt seinen Glauben ja nicht von einem Tag auf den anderen auf. Zumindest ich nicht. Die ersten Anzeichen versuchte ich noch auszublenden. Ich spürte aber, dass in mir etwas keimte, das früher oder später als frischer, grüner Trieb aus mir herausbrechen würde, bis ich es irgendwann in die Welt hinausschrie: »Ich glaube nicht an Gott.«

Das unguete Gefühl, das ich im Vorfeld empfand, war eigentlich Angst. Was würde geschehen, wenn ich tatsächlich meinen Glauben aufgab? Welchen Preis müsste ich dafür bezahlen? Ich bemühte mich, diese Gedanken zu verscheuchen, wie einen bösen Traum, wie etwas Verbotenes, und mich stattdessen auf vernünftige Dinge zu konzentrieren. Bis es mich eines Tages wie ein Schlag traf; völlig verwirrt und schutzlos stand ich da, unfähig zu begreifen, was um mich herum vorging, und noch weniger die Gründe dafür. Von da an konnte ich endgültig nicht mehr so tun, als wäre ich gläubig. Ich glaubte nicht mehr an Gott – als man mir mitteilte, dass meine jüngere Schwester Ana tot aufgefunden worden war, gab es keinen Zweifel mehr. Das sagte ich auch bei der Totenwache am nächsten Tag.

Ana – unser »Kükken«, wie Papa sie nannte –, mit der ich

das Zimmer teilte, die mir regelmäßig Kleider klaute und die zu mir ins Bett schlüpfte, um mir Geheimnisse anzuvertrauen, die niemand sonst erfahren durfte. Am Nachmittag kam der Priester, um sein Beileid auszusprechen und für sie zu beten. Julián, der damals noch im Priesterseminar war, begleitete ihn. Meine Eltern forderten mich auf, mit ihnen am verschlossenen Sarg zu beten. Ich weigerte mich. Sie bestanden darauf, sie sagten, es werde mir guttun, und fragten, warum ich nicht beten wolle. Ich wich der Frage aus, bis ich schließlich erwiderte: »Weil ich nicht an Gott glaube.« Das sagte ich sehr leise und mit gesenktem Kopf. Dann sah ich auf – alle starrten mich an. Da sagte ich es noch einmal laut. Meine Mutter trat auf mich zu, fasste mich am Kinn und zwang mich, ihr in die Augen zu sehen und meine Worte zu wiederholen. Wie Petrus, aber felsenfest überzeugt, leugnete ich meinen Glauben ein drittes Mal. »Da dachte Petrus an das Wort, das Jesus gesagt hatte: Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.« Matthäus, 26,75. Auch dreißig Jahre nachdem ich mich vom Glauben losgesagt habe, kann ich ganze Passagen aus der Bibel auswendig zitieren. Als hätte man mir die Worte eingebrannt. Nur die Kapitel- und Versnummer muss ich nachschlagen, was ich auch jedes Mal tue, weil es mir durch meinen Beruf in Fleisch und Blut übergegangen ist. Zumindest rede ich mir das ein, um mir nicht eingestehen zu müssen, dass womöglich reine Zwanghaftigkeit dahintersteckt. Wie kann das sein? Wie haben sie das damals bloß geschafft? »Und er ging hinaus und weinte bitterlich.« Ich weinte allerdings nicht, anders als Petrus. Ich stand mit zitternden Beinen da, fühlte mich aber stark, im Vollbesitz meiner Kräfte, in einem Alter, in dem man sonst an allem zweifelt.

Ganz anders die restlichen Anwesenden, die ihr Unbehagen nicht verbergen konnten, bis auf den Priester, der so tat, als ging ihn die Sache nichts an. Scheinbar nachsichtig lächelnd erklärte Pater Manuel, das komme von der Erschütterung über die brutale Ermordung meiner Schwester Ana, in diesem jugendlichen Alter sei eine derartige Reaktion nur zu verständlich und dürfe nicht überbewertet werden. Meine Mutter konnte er damit beruhigen, wobei sie zur Sicherheit dennoch erwähnte, ich würde ständig versuchen, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen; nicht einmal jetzt, wo meine Schwester gestorben sei, könne ich es ertragen, nicht im Mittelpunkt zu stehen. »So sind sie, die Zweitgeborenen«, sagte sie früher immer, wenn sie sich über mich ärgerte. In jenem Augenblick verzichtete sie darauf, der Gedanke muss ihr aber durch den Kopf gegangen sein. Mir war ein Rätsel, wie sie sich unter diesen Umständen überhaupt mit etwas anderem als dem Tod ihrer jüngsten Tochter beschäftigen konnte.

Mein Vater kannte mich besser, ihm war klar, dass ich es ernst meinte. Er nahm mich zur Seite und bat mich, die Sache zu überdenken oder wenigstens zu sagen, ich sei Agnostikerin. Meine ältere Schwester Carmen, die die ganze Totenwache über schon einen völlig verstörten Eindruck gemacht hatte, ohne deshalb ihre Umgebung auch nur eine Sekunde lang aus den Augen zu lassen, tat, als wäre niemand von dem Schicksalsschlag so betroffen wie sie, und heulte sich bei nächster Gelegenheit bei ihren Freunden von der Acción Católica aus. Zugleich nutzte sie die Gelegenheit, um alte Rechnungen zu begleichen: Seit jenem Tag hat sie kein Wort mehr mit mir gesprochen.

Nähe und Verbundenheit spürte ich damals nur in den Blicken Marcelas. Sie war Anas beste Freundin gewesen und

saß jetzt, mehrere Meter vom Sarg entfernt, auf dem Boden – mit dem Rücken an der Wand, um nicht umzukippen. Ihre Körpersprache gab unmissverständlich zu erkennen, dass sie von niemandem berührt oder getröstet werden wollte, und so schluchzte sie verzweifelt vor sich hin. In der Art, wie sie mich ansah, las ich nicht nur, dass sie auf meiner Seite stand und wir denselben Schmerz und dasselbe Grauen empfanden. In ihren Augen lag auch eine Bitte, die sie jedoch offensichtlich nicht in Worte fassen konnte, als wäre ihr selbst nicht klar, was sie eigentlich sagen wollte. Womöglich sollte ich sie bloß von dort wegbringen; vielleicht hatte aber auch sie jeden Glauben an Gott verloren. Wie sie mich anstarrte, während sie immer wieder einen Ring an ihrem Finger rauf- und runterwandern ließ, ohne ihn jemals ganz abzustreifen, werde ich nie vergessen. Irgendwann fiel es mir wie Schuppen von den Augen – der Ring gehörte mir, der Türkis, der darin eingefasst war, war für unsere Hände viel zu groß. Ana hatte ihn als ihren »Glücksring« bezeichnet und ihn mir regelmäßig geklaut, wenn sie stark sein musste, wie sie es nannte. Ich frage mich noch heute, wieso ihr ausgerechnet mein Ring Stärke verleihen sollte. Ich selbst hatte jedenfalls nie etwas davon verspürt. Bei wichtigen Prüfungen oder wenn sie sich mit einem Jungen treffen wollte, der ihr gefiel, streifte sie sich den Ring über. Oder wenn sie mit der Schulmannschaft an einem Volleyballturnier teilnahm – einmal gestand sie mir, dass sie ihn sich für die Partien in den Slip schob, damit er sie nicht beim Spielen störte, und ich schrie: »Igitt!« Wahrscheinlich hatte Marcela den Ring von Ana, oder Ana hatte ihn bei ihr vergessen. Es war mir egal, denn was sollte ich in diesem Augenblick mit einem Glücksring, der meiner Schwester, als es darauf ankam, nicht geholfen hatte? An diesem Tag sprach

ich nicht mit Marcela, und später ging sie gewissermaßen verloren – wie sich herausstellte, funktionierte ihr Kurzzeitgedächtnis nicht mehr. Schuld daran waren die traumatischen Erlebnisse im Zusammenhang mit Anas Tod und ein heftiger Schlag auf den Kopf, den sie damals abbekommen hatte. So konnte ich sie nichts mehr fragen. Anas Tod hinterließ bei uns allen seine Spuren.

Nachdem ich mich zur Atheistin erklärt hatte, betrauerte meine Familie nicht nur den Abschied von meiner Schwester, sondern auch den von meinem Glauben. Hatte ich ausgerechnet während der Totenwache damit herausrücken müssen? Unbedingt, da bin ich mir ganz sicher, das war ich Ana schuldig, ich wollte es auf jeden Fall gesagt haben, bevor ihr Körper – ihre Körperteile – endgültig in der Erde verschwand und ich mich für immer von ihr verabschieden musste. Damals begriff ich, dass »Atheist« ein unanständiges, schlimmes Wort ist. Und dass die meisten Gläubigen es ertragen können, wenn jemand an einen anderen Gott glaubt, keinesfalls aber, wenn man an überhaupt keinen Gott glaubt. Ob sie es nun offen aussprechen oder indirekt zu verstehen geben, ein Atheist ist für sie offensichtlich eine »gescheiterte« Persönlichkeit. Der eine oder andere geht sogar so weit zu behaupten, dass jemand, der nicht glaubt, unweigerlich böse sein muss – wer an keinerlei Gott glaubt, kann kein guter Mensch sein.

Ich versuche, nicht an diesen Tag zu denken. Ana soll in meiner Erinnerung so sein, wie sie war, wenn sie zu mir ins Bett schlüpfte, um mir ein Geheimnis anzuvertrauen. Was den Glauben oder die Abwesenheit desselben angeht, so stelle ich mir dazu keine Fragen mehr. Seit meiner Weigerung, an Anas Sarg zu beten, lasse ich mich auf keine Erzählung egal welcher Religion mehr ein, die, und das im 21. Jahrhundert,

etwas Erfundenes als Wahrheit ausgeben will. Dass so viele Menschen auch Jahrtausende später noch Geschichten für bare Münze nehmen, die jeder Glaubwürdigkeit entbehren, wie wir sie selbst von der harmlosesten Fiktion erwarten, irritiert mich. Vielleicht haben sie nicht nur Angst davor, ihre alten Überzeugungen aufzugeben, sondern wollen auch auf den angenehmen Nebeneffekt nicht verzichten, den diese mit sich bringen – so schöne Dinge wie Weihnachtsgeschenke oder der Himmel, der uns nach dem Jüngsten Gericht erwartet. Für mich haben diese Begriffe schon lange jede Bedeutung verloren. Wer nicht mehr an Gott glaubt, rechnet auch mit keinem ewigen Leben mehr und ebenso wenig mit irgendwelchen Engeln, die ihn beschützen. Und erst recht nicht damit, dass die Menschen um einen herum diese Entscheidung gutheißen. Bestechlichkeit gilt in unserer Welt als unvermeidliches Übel, also muss es eine Menge Menschen geben, die so tun, als würden sie glauben, um auf besagte Dinge nicht verzichten zu müssen. Ich war dazu nicht imstande. Als der Schleier, der uns im Alltag vor der brutalen und grausamen Realität bewahrt, so plötzlich zerrissen war, ließ diese Lüge sich nicht aufrechterhalten.

Darum blieb ich bei dem, was ich gesagt hatte, als die anderen sich um Anas Sarg aufstellten und anfangen, das Ave-Maria zu beten. Ich wollte nicht, dass meine Worte als jugendlicher Ungehorsam abgetan wurden; allen sollte klar sein, dass ich meine Überzeugung zum Ausdruck gebracht hatte. Ich leugnete meinen Glauben also ein viertes Mal. Das hatte nicht mal Petrus gewagt. Kaum waren sie bei der Zeile »gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus« angekommen, trat ich ans eine Ende des Sargs, legte die Hände auf das glänzende Holz, das den zerstückelten Leib meiner Schwester umschloss, und

sagte leise, aber mit Nachdruck, und so, als würde ich ebenfalls beten: »Ich glaube nicht an die Frucht eines jungfräulichen Leibes, ich glaube nicht an Himmel und Hölle, ich glaube nicht, dass Jesus auferstanden ist, ich glaube nicht an Engel und auch nicht an den Heiligen Geist.« Das wiederholte ich ein ums andere Mal, wie ein Mantra. »Ich glaube nicht an die Frucht eines jungfräulichen Leibes, ich glaube nicht an Himmel und Hölle, ich glaube nicht, dass Jesus auferstanden ist, ich glaube nicht an Engel und auch nicht an den Heiligen Geist.«

Die anderen dachten zunächst, ich würde dasselbe sagen wie sie, doch nach und nach befielen sie Zweifel, und sie verstummten, bis irgendwann bloß noch meine Stimme zu vernehmen war. Da bekreuzigte sich der Priester. Und meine Mutter trat hastig auf mich zu, um mich zu ohrfeigen, woran mein Vater sie gerade noch hindern konnte. Geändert hätte sie aber auch mit einer Ohrfeige nichts – ich glaubte nicht mehr, und darum hatte ich auch keine Angst mehr. Weder vor Gott noch vor sonst jemandem. Meine Schwester war ermordet worden, zuerst hatte man versucht, sie zu verbrennen, dann hatte man ihren Körper zerstückelt und wie Müll abgeladen – was sollte mir da noch Schlimmes passieren, nur, weil ich zu glauben aufhörte?

Bei der Beerdigung weinte ich nicht, ich war viel zu verstört. Stattdessen schwieg ich. Und in den dreißig Jahren seither habe ich auch sonst kaum je geweint. Wenn Anas Tod mich nicht zum Weinen gebracht hatte, was sollte mich dann dazu bringen? Die Wut, oder vielmehr der Hass auf ihren Mörder, ließ meinen Schmerz verstummen. So ist das bis heute. In die Kirche ging ich von da an auch nicht mehr – ich betete nicht mehr, trug nicht mal ein Kreuz an der Halskette

als Schmuck und beichtete auch nie mehr einem Priester irgendwelche angeblichen Sünden, um anschließend eine Hostie zu empfangen, die unmöglich der Körper von wem auch immer sein kann. Ich verabschiedete mich von all dem kollektiven Wahn und blieb dabei: Ich war Atheistin. Seitdem fühlte ich mich frei. Allein, von allen abgelehnt, aber frei.

Die Art, wie die anderen mich ansahen, dass Carmen nicht mehr mit mir sprach, die stillen Vorwürfe meiner Mutter, die angestregten Versuche meines Vaters, zwischen uns zu vermitteln, all das konnte ich nach einigen Monaten nicht mehr aushalten. Am allerwenigsten jedoch ertrug ich, dass Ana nicht mehr da war und niemand mir sagen konnte, wer sie umgebracht hatte und warum, wer sie verbrannt, ihr die Beine und den Kopf abgetrennt und ihre Körperteile auf einem verlassenen Grundstück deponiert hatte, das den Leuten aus der Umgebung als Müllhalde diente. Ich verließ mein Zuhause, meine Stadt, mein Land, mein bisheriges Leben. Und fing in neuntausend Kilometern Entfernung ein neues an – in Santiago de Compostela.

Ana hatte einmal einen Dokumentarfilm über den Jakobsweg gesehen und träumte davon, dass wir ihn eines Tages gemeinsam gehen würden. Damals waren wir noch Jugendliche, eine derartige Reise wäre uns erst möglich gewesen, wenn wir arbeiten und ein wenig Geld zurücklegen könnten – wenn wir »erwachsen« wären. Ana durfte aber nicht erwachsen werden; durch ihren Tod wurde *ich* es dafür von einem Tag auf den anderen. Ich fand eine Stelle als Arzthelferin und sparte, bis ich das Geld für ein Flugticket nach Spanien beisammen hatte. Später fuhr ich mit dem billigsten Zug von Madrid nach Santiago, er hielt fast an jedem Bahnhof. Das war mein ganz persönlicher Jakobsweg, von Buenos

Aires aus und ohne Wanderstiefel. Schon bald fing ich an, in einer Hotelrezeption zu arbeiten, wo ich täglich mit Pilgern zu tun hatte, die einem Glauben anhängen, den ich inzwischen aufgegeben hatte. Vielleicht war ich nicht nur nach Santiago gekommen, um Anas Wunsch zu erfüllen, womöglich wollte ich hier auch verstehen lernen, warum manche Menschen immer noch an eine tausendundeinmal erzählte, völlig unrealistische Geschichte glauben.

Heute besitze ich in Santiago eine Buchhandlung. Nach meiner Arbeit in dem Hotel fing ich hier zunächst als Verkäuferin an, Jahre später übernahm ich die Leitung. Als der Eigentümer starb, machten die Erben mir dankenswerterweise ein so günstiges Übernahmeangebot, dass ich nicht Nein sagen konnte. In dieser Buchhandlung werde ich sterben, kein Zweifel, hier ist mein Platz auf der Welt. Täglich kommen draußen Pilger vorbei. Sie werfen aber bestenfalls einen flüchtigen Blick in die Auslage, zuallererst wollen sie ans Ziel, in die Kathedrale von Santiago. Den Kauf eines Buches ziehen sie – manche von ihnen – erst danach in Betracht; wenn sie ihr Zimmer im Hotel oder einer Pilgerherberge bezogen haben, kehren sie zu meiner Buchhandlung zurück und stöbern eine Weile herum. Wer kein Spanisch kann, nimmt zumindest einen Bildband über die Stadt mit. Jetzt, am Ende ihrer Wanderung, haben sie keine Angst mehr vor zusätzlichem Gepäck. Ich höre ihren Unterhaltungen zu, entschlüssele ihre Gebärden, manchmal verstehe ich auch die Sprache, die sie sprechen. Viele von ihnen glauben ebenso wenig an Gott wie ich, da bin ich mir sicher – auch sie sind Atheisten. Sie haben sich nicht aus religiösen Gründen auf den Weg nach Santiago gemacht. Sie wollten ein bestimmtes Ziel erreichen, sich beweisen, dass sie das, was sie sich vornehmen, auch in die Tat

umsetzen können. Sie glauben an sich selbst, ihr Durchhaltevermögen, ihre körperliche und seelische Stärke. Diesem Glauben fühle ich mich ziemlich nahe. Ich könnte auch so ein atheistischer Pilger sein.

»Entschuldige, Lía.« Ángela, die als Buchhändlerin bei mir arbeitet, öffnete die Tür meines Büros, ohne anzuklopfen.

»Ja?«, sagte ich, ließ mir den Ärger über ihr plötzliches Erscheinen aber nicht anmerken.

»Da will dich jemand sprechen.«

»Ach ja, wer denn?«, fragte ich wenig interessiert.

»Eine Frau, sie heißt Carmen Albertín.«

Ich begriff nicht sofort, der Vorname meiner Schwester in Verbindung mit Juliáns Nachnamen klang für mich immer noch ungewohnt. Ich wusste, dass sie, einige Zeit nachdem er das Seminar verlassen hatte, geheiratet hatten, mein Vater hatte mir in einem Brief davon erzählt. Worüber ich mich geärgert hatte, schließlich hatten wir ausgemacht, dass wir, er und ich, uns zwar regelmäßig schreiben würden; auf meine Bitte hin hatten wir aber auch verabredet, dass in den Briefen weder davon, was ich machte, noch davon, was sie machten, die Rede sein sollte, es sei denn, der Mörder Anas wurde gefunden. So lautete unsere Vereinbarung, als hätten wir uns versprechen wollen, dass wir nie aufgeben würden zu versuchen, die Wahrheit herauszufinden. Davon abgesehen wollte ich durch nichts an das erinnert werden, was ich zurückgelassen hatte, wie ich auch nicht wollte, dass die anderen wussten, was für ein Leben ich mir hier aufgebaut hatte. Nur mit meinem Vater wollte ich den Kontakt aufrechterhalten, auf seine Stimme konnte ich nicht verzichten, auch wenn sie mich nur schriftlich erreichte.

Dass Carmen jetzt mit Nachnamen Albertín hieß, wusste ich also. Für mich waren wir aber trotzdem weiterhin die Sardá-Schwestern: Carmen, Lía und Ana Sardá. Die schöne Ana mit den blauen Augen, die jedes Mal rot wurde, wenn mein Vater sie vor anderen »Küken« nannte, woraufhin sie das Gesicht hinter ihren braunen Haaren versteckte.

Ángela stand wartend in der Tür. Ich war wie betäubt und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Sie hat außerdem gemeint, dass sie Verwandte von dir sind«, fügte sie hinzu.

»Dass sie Verwandte sind? Ist die Frau denn nicht allein?«

»Nein, sie ist mit einem Mann da, ihr Ehemann, nehme ich an. Sie hat ihn nicht vorgestellt, aber ich würde sagen, die beiden sind verheiratet. Soll ich sie fragen?«

Das war nicht nötig, es war klar, um wen es sich handelte. Meine Schwester hatte also nach dreißig Jahren beschlossen, wieder mit mir zu sprechen, und es lag an mir, mich auf ihr Spiel einzulassen oder nicht.

Schon als wir klein waren, hatte immer Carmen bestimmt, was wir spielen sollten und wer welche Rolle zu übernehmen hatte. Einwände von Ana oder mir ließ sie nicht gelten. Dass sie, unsere große Schwester, sich Zeit für uns nahm, war mehr als genug, wir hatten ihr dankbar zu sein, auch wenn ich jedes Mal die »alleinstehende Tante« spielen musste. Von ihren Plänen auch nur im Geringsten abzuweichen, war für Carmen unvorstellbar, und jede Auflehnung von uns Kleinen gegen die Vorschriften der »carmenzentrischen« Welt wurde umgehend mit Schweigen, Spott oder Verbannung in eine dunkle Ecke unseres Hauses bestraft. Als Kinder – und zum Teil auch noch als Jugendliche – gehorchten wir ihr nahezu widerspruchslos. Carmen war nicht nur älter als wir, wir hatten

auch vor niemandem sonst so viel Angst, nicht einmal vor unserer Mutter, die sich für gewöhnlich alle Mühe gab, uns einzuschüchtern. Außerhalb unserer vier Wände erwies meine Schwester sich jedoch als völlig anderer Mensch. Ich werde nie begreifen, wie sie es schaffte, sich, kaum hatte sie die Haustür hinter sich zugemacht, in eine einnehmende, charismatische, ja verführerische Person zu verwandeln. Hätte ich Ángela in diesem Augenblick nach ihrem ersten Eindruck gefragt, hätte sie bestimmt geantwortet: »Sie ist sehr nett!« Diese Fähigkeit, zwei völlig verschiedene Gesichter zu besitzen – je nachdem, ob sie es mit uns oder mit anderen Menschen zu tun hatte –, störte mich damals am allermeisten an ihr.

Als sie jetzt unversehens in meiner neuen Welt auftauchte, lag unsere Kindheit jedoch weit zurück. Und meine Ängste und Wut auch. Glaubte ich wenigstens.

»Soll ich sie zu dir schicken, Lía? Oder willst du lieber vor in den Laden kommen?«

2

Wieder öffnete Ángela die Tür und trat dann zur Seite, um Carmen und Julián durchzulassen. Meine Schwester dankte ihr im Vorbeigehen mit einem freundlichen Nicken, und Ángelas Lächeln bestätigte meine Befürchtung, dass sie sie zweifellos »sehr nett« fand. Obwohl ich mich innerlich auf das Erscheinen der beiden vorbereitet hatte, stockte mir der Atem, als ich sie nun vor mir sah. Ich stand auf. Noch hatte keiner ein Wort gesagt. Mein eines Bein fing an zu zittern. Damit es aufhörte, hob ich es leicht an und beugte das Knie.